

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 259.

Freitag, 5. November.

1915.

(7. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Edela Müll.

„Ist mir angenehm zu erfahren — ich renommire nicht, es ist mir tatsächlich angenehm, das zu wissen. Ganz abgesehen davon, daß mein Schwiegervater mich nicht zu fragen braucht, wenn er sich solche Bagatellen leistet, freue ich mich, auch an anderen zu erfahren, daß er kein Snauser ist!“

Wedel lachte fast verständnisinnig, als begriffe er, was für Gedanken sich in Herbert lösteten, der zu Wulffens Erstaunen seine tadellose Haltung keinen Augenblick verloren hatte.

Das Gespräch lenkte dann in andere Bahnen, die Damen kehrten heim, man speiste ganz fidel und schloß den Abend mit Musik, wie das bei Jung-Sehrens selbstverständlich war. Herbert geigte mit seinem alten, ungehemmten Temperament, Dina und Wedel wechselten sich im Begleiten ab. Nur wenn Knut Wulffen mit Dina sang, saß Frau Malwine am Flügel — die Drei hatten sich seit Jahren prächtig zusammen einmüßigt.

Dina ließ sich zuletzt von Wedel Vortrag über den „Klub“ halten.

„Wenn ich nur wüßte, welche Blicke dieser Klub ausfüllen soll? Die Herren sehen sich im Winter fast jeden Tag in einem anderen Hause — an Geselligkeit läßt Fünf-Hügelchen doch wirklich nichts zu wünschen übrig! Genügt das nicht zum Ausplaudern, zum Streiten und zum solennen Skat?“

„Aber gnädigste Frau, das ist doch nicht das! Wir Männer wollen auch mal ab und zu ganz absolut unter uns sein, wo...“

„Nun, und der Königshof? Bählt der plötzlich nicht mehr? Reicht er nicht mehr aus für die Frühshoppen, die Lämmer-Abnachts und die Nachtschoppen?“

„Der Königshof — na ja, man hat eben weiter nichts! Aber, Gnädigste — es sitzt jetzt eben auch schon alles im Königshof, bis auf die Kleinbürger — denen ist Schmidt auch schon längst rückständig geworden! Ich — ich bin ja doch kein Seupferd und sehe jeden so mehr oder weniger für Gottes Kreatur an. aber, ja, man will doch irgendwo unter sich sein! Es ist ja 'n Skandal, daß wir immer noch kein Kasino hier haben, seit das nun voll abgerundet ist — ich meine natürlich 'n standesgemäßes Haus! Unsere Schwertfegerische Beköstigungskaschemune nenne ich doch kein Kasino — da geht man bei dem letzten Happen noch mit vollem Mund raus, damit man sich nur keine Minute länger aufhält, als unbedingt notwendig! So was war mal vor zwanzig Jahren vielleicht ganz anständig, aber heute? Heut sind wir eben alle durch die Bank Streber und suchen Vorteile, Karriere und möglichst viel Lebensgenuß!“

Aber immerhin, wenn Fünf-Hügelchen seinen West- und-Klub hat, dann kann es hier kolossal mollig werden! Sehren, ich sehe Sie schon im Geiste in Marmor auf dem Marktplatz stehen: „Herbert Sehren, der Reformator von Fünf-Hügelchen, Virgil!“ Dann werden Sie wissen, warum Sie gelobt haben! Rachen Sie nicht, das wissen die wenigsten!“

„Haben Sie denn auch schon ein Haus dafür in Sicht?“ fragte Wulffen.

„So einigermaßen, ja. Die Villa Schütte wird zu Oktober leer.“

„Ein etwas altmodischer Kasten.“

„Aber ganz vornehm. Man kann ja später ausbauen, Raum genug ist vorhanden.“

„Ich schlage vor“, rief Wulffen, „wir bauen auf dem Orgel-Anger! Wenn wir milde Stiftungen anrufen, können wir in zehn Jahren bauen — Schloß mit Park natürlich, feudal!“

„Wir warten aber nicht und werden mit der Schütteschen Villa abschließen“, sagte Herbert, alle weiteren Scherze abschneidend.

Wulffen gestittete Frau Malwine nach Haus.

„Das müssen Sie doch zugeben, Doktor, daß Herberts Idee mit dem Klub reizend ist!“ — sagte sie heiter in mütterlichem Stolz. „Er wird euch hier ein wenig aufrütteln, euch ein wenig eleganter machen.“

„Es ist eine gefährliche Idee“, sagte Knut Wulffen streng, „aber wir müssen ihn sich daran ausleben lassen, um zu verhüten, daß er vielleicht noch Schlimmeres ausbrütet.“

„Ach, Knut, Sie sind auch so hart mit ihm — er ist doch nun mal ein Künstler-Naturell, mein Gott!“

„Dann hätte er Künstler werden und in die zweite Welt gehen sollen, sich nicht aber in Fünf-Hügelchen als Philister verheiraten!“

„Und war das etwa sein Wunsch und Wille? Sie wissen doch, wie alles steht, Knut.“

„So ungefähr weiß ich's, ja! Ich bin darum auch nicht hart mit ihm, es sei denn zu seinem Heile!“

„Das Geil des Menschen ist das Ausgebendürfen seiner Persönlichkeit, alles andere...“

Frau Malwine seufzte tief, als wüßte sie aus eigener Erfahrung, was es heißt, seine Persönlichkeit unterdrücken zu müssen. „Bleiben Sie sein Freund, Knut — er vertraut Ihnen ja so von Herzen, Sie sind ihm mehr wie ein Bruder, und — er hat doch sonst niemand.“

„Er hat Dina.“

Es war ein so eigener Ton in diesen Worten, daß Frau Malwine aufhorchte. Es trat eine ganz kleine Pause ein, dann fragte die Doktorin: „Ist eigentlich etwas daran, Knut, man sagt so hier und da, Sie hätten Dina lieb gehabt — ist das wahr?“

„Lieb gehabt? Ich habe sie sehr, sehr verehrt, ich verehere sie heute noch so, fast noch mehr! Ich habe nie eine Schwester gehabt, aber wenn ich mir eine vom lieben Gott hätte erbitten dürfen, ich hätte mir Dina erbeten!“

„Und weiter hat sich Ihr Gefühl nie verfliegen? Sie haben sie nie geliebt und für sich begehrt?“

„Ich habe sie nie geliebt und für mich begehrt, denn seit ich sie kenne, ist sie Herberts Verlobte gewesen.“

„Wohl nur darum also?“

„Vielleicht! Ich habe mir nie Rechenschaft darüber abgelegt.“

Als Bulffen dann über den Wall zurückging und an Dinas Haus vorüberkam, blieb er eine Weile stehen — im Schlafzimmer oben erloich eben das Licht — — Er riß den Hut vom Kopfe und fuhr sich mit der Hand durch das blonde, volle Haar.

Der Rechtsanwalt Sehren war wirklich sehr arbeitstüchtig. Er konnte mehr bewältigen als andere Berufsmenschen und behielt ganz ungeheuer viel Zeit, immer mehr neue „Vorheiten des Lebens“ aufzunehmen, wie er das nannte. Seine jüngste Vorheit war das Jagen! Kaum war die Gühnerjagd eröffnet, so erschien er am ersten Sonntag in der Kinderstube in feinsten Ausrüstung mit automatischer Schrotflinte und einem trainierten Kurzhaar vornehmsten Stammhannes an der Leine und nahm scherzhaft rührenden Abschied von Weib und Kind.

„Halte dein Schießisen niemand mit der Mündung zu hart unter das Kiechorgan, flicke weder Hunde noch Treiber an, Herbert, und vor allem bringe dich selbst heil nach Hause!“ rief Dinas ihm nach, der noch so ein paar jägerlateinische Brocken von einem Onkel her im Gedächtnis haften.

Es beteiligten sich sechs Herren an der Jagd: Oberst von Altkeder, Oberleutnant von Wedel, Leutnant Rößter, der Referendar Pet Henle, der „reiche Trümpe“ (seines Reichens Bankier) und Herbert Sehren. Die drei letzten waren die elegantesten und hatten bisher nur Vöcher in die blaue Herbstluft geschossen. Altkeder hatte die stärkste Vergangenheit, aber auch Wedel und Rößter waren immerhin schon einige Doubletten glücklich, und sie hatten ab und an auf den Rebbock gepircht. Man sah es ihren Foppen an: sie waren dabei gewesen!

Der reiche Trümpe hatte den Oberst in sein Dogcart genommen, die vier anderen Herren fuhren in einer geräumigen Chaise. Man hatte reichlich zwei Stunden Weg, und den Schlaf noch in den Gliedern. Dazu gesellte sich die Nervosität einer ersten Jagd nach langer Pause — es herrschte flane Stimmung. Die Hunde zeigten sich desto wacher und spielfroher und kürzten sich die Zeit durch ein temperamentvolles Umsichbeissen, bis sie endlich Gühner in der Nase hatten.

Die ersten Schüsse trachten. So manch ein Gühnervöckchen wird aufgetan und streift unverfehrt weit über die Felder fort — das Schrot „deckt“ nicht gleich.

Nur der Oberst sammelt bald gesprengtes Volk zu Paaren sieghaft an seinem Galgen.

Sonst geht noch oft hier und da eine Plinte „unversehens“ los, und wäre der reiche Trümpe nicht etwas plötzlich auf den Bauch getroffen, er hätte vielleicht sehr ungerne um eine kräftige Schrotladung reicher, aber um ein langes Leben ärmer das Revier verlassen.

Pet Henle hatte in heissem Bemühen an einem fideleu Köffelmann tödlich vorbeigetroffen. Gott sei Dank auch an Trümpe, den seine erstaunliche Geistesgegenwart gerettet hatte.

Pet Henle blieb ihm ewig dankbar dafür, aber für heute setzte er aus — das kleine Erlebnis war ihm in die Glieder gefahren. Herbert Sehren war nur darauf bedacht gewesen, sich keine Blößen zu geben; er schoß selten und hatte doch um die Mittagszeit auch an seinem Galgen vier stattliche Braten baumeln.

Sein scharfes Auge und sein bewährtes Glück halfen ihm auch diesen ersten Jagdtag mit Grazie überstehen.

Er hatte genug für den Anfang, er wollte nicht mehr schießen, am nächsten Sonntag war ja auch noch ein Tag! Da würde er schon, mit ganz anderem Ehrgeiz und gewisser Erfahrung losgehen — heute hatte die erste Aufregung und Spannung ihn müde und hungrig gemacht.

Während die übrigen Herren sich oben am Rande der Ribbenbreiten erwarten, um noch einmal Rette zu bilden, waten Sehren und Pet Henle über feuchten Sehnbruch der Waldschenke zu, um für die Jagdgesellschaft das Mähl herrichten zu lassen, das aus nicht viel

mehr als aus Eier, Schinken, Salat und günstigstenfalls junger Gans bestehen kann. Man hat sich natürlich in Zeiten angemeldet, aber Vater Tuller macht auch mit Honoratioren aus Fünf-Gügelchen nicht viel Federlesen und tücht auf, was er hat, ohne Umstände! Wenn's nicht zusagt, soll davon bleiben. Das ist sein Glaubensbekenntnis und das seiner Frau Schwägerin, die ihm und seinen jeweiligen Gästen das Haus besorgt, seit Mutter Tuller vor Jahren das Zeitliche gesegnet hat.

Dafür gab's auf alle Fälle einen guten Tropfen in der Waldschenke, den selbst der reiche Trümpe nicht stehen ließ. Und das wollte etwas bedeuten, denn Trümpe hatte an allen Quellen getrunken, im Norden und Westen — er kannte die Reben und wußte, wie und wo sie wachsen, früher hatten die Studenten in der Waldschenke ihre Kontrabagen ausgefochten — Herbert Sehren hatte sich da seinen Referendarschmiz geholt. Wie weit lag das alles hinter ihm! Die Studenten hatten sich längst einen anderen Komfortablen, näher gelegenen Parkboden gesucht, und — die schöne schwarze Vene Tuller die er so manch liebes Mal beim Schopf genommen, um sie in toller Jugendlust herabhaft abzuklaffen, sie war schon zu seiner Referendarszeit nach Hannover verheiratet worden. Sehr plötzlich sogar und ohne ihm auch nur einen Abschiedsgruß zu gönnen.

Herbert war überrocht, einen so stilgerecht gedeckten Tisch vor der Waldschenke, unter den alten Vinden zu finden — selbst frisch geschnittene Rosen dufteten aus niedrigen Bieralätern über die Tafel.

„Das gilt dem Oberst!“ sagte Herbert, und lachte zu Pet Henle hinüber, der sich auch über diese unerwartete Bierlichkeit und Appetitlichkeit zu verwundern schien.

„Ja, die leidige Konkurrenz lehrt beten, selbst den Vater Tuller, lieber Henle, und das will viel sagen!“

Sehren setzte sich auf die Bank seitwärts von dem gedeckten Tisch.

(Fortsetzung folgt.)



Wenn das ganze Dorf deinen Affen einen Löwen nennt, dann nenne ihn auch so.
Arabischer Spruch.

Münchener Brief.

Man schreibt uns aus München: In diesen Tagen findet in München wieder jener Altmarkt statt, den München unter dem Namen „Dult“ jedes Jahr dreimal aufleben läßt. Draußen, in dem alten Stadtteile „Au“, dort, wohin sich nie ein Fuß des fremden Münchenpilgers verirrt, ist wieder, unter der Obhut der Mariakirkirche die Stadt der Buden und Verkaufshallen entstanden, in denen es neben Altentüchern von mehr oder minder guter Beschaffenheit, auch von nicht immer zweifelhafter Echtheit allerhand nützlichen und unnützen Kleinkram und geringe Bedereien zu kaufen gibt. Nur, daß die Uniformen öfter als sonst in den Wegen auftauchen, erinnert an die Kriegszeit. Und noch eines ist anders als sonst: Im „Dultprater“, jener Gaudi der Schaubuden und Gluckstradstände, der mit der „Dult“ seit altersher eng verbunden ist, fehlen während des Krieges die musikalischen Darbietungen. Nicht jeder ist böse darüber, daß im Konzert des Trubels die künstlich erzeugten Geräusche fehlen.

Manch einer, der in den Antiquitätenständen der „Dult“ einen „alten“ Schmuck erstand oder eine „echte“ Miniatur eines Dornstädter Meisters oder auch ein Wiedermeierstück von „garantierter“ Herkunft, wird staunen, wenn ihn später einmal ein Sachverständiger belehren wird, daß nicht alles „alt“ ist, was nicht mehr glänzt. In den Zeiten des Antiquitätenhandels blüht natürlich auch das Geschäft der Fälscher. Und da zumeist vom Verkäufer her nicht mit Bestimmtheit behauptet wird, aus welcher Werkstatt der verkaufte Gegenstand in Wahrheit stamme, entgegen diese Altentüchler zumeist dem Gesehe. Anders liegt der Fall, wenn ein Ahnungsloser einen echten „Dieb“ oder „Stud“ oder „Wödlin“

oder auch „Spitzweg“ kauft und nachher erkennt, daß er für daselbe Geld auch einen ebenso echten „Raffael“ oder „Tizian“ hätte erstehen können, weil nämlich Dieb und Stud und Spitzweg und Raffael und Tizian in demselben Atelier — angefertigt wurden. Diese Art von Bilderschälungen entbehrt natürlich völlig des Humors, und auch das Gesetz pflegt solcherlei „Kunstbetätigung“ sehr unpoetisch: Betrug zu nennen. In München gibt es von Zeit zu Zeit Prozesse, die das Treiben dieser Imitatoren entschleiern. Und auch in diesen Tagen gelang es wieder, in der Person eines Herrn Lehmann einen solchen Kunstbanditen festzustellen. Dieser Edelkünstler verkaufte einem Schweizer Liebhaber für 2000 Mark vier „echte“ Meister und wurde bei dieser Gelegenheit als Gauner ertappt. — Die Mittel, mit denen sich dieserlei Leute ihre Kunden (. . . die nie alle werden . . .) fangen, sind oft sehr einfacher Art. Beliebt ist z. B. die Mitarbeit einer armlich aussehenden Komplizin, die sich, mit einer Leinwand unter dem Arm, an irgend einem belebten Ort aufhält. Ein anderer Mitgauner veranlaßt sie nun, das Bild herzuzeigen, und wenn sich aus dem Kreis, der sich bald um die Sehenswürdigkeit versammelt, ein Kunstliebhaber zu erkennen gibt, dann folgt eine rührsame Erzählung von der romantischen Erwerbung des Bildes (zumeist ist's eine Schenkung an die modellstehende Tochter) und von der Not, die zum Verkaufe zwingt. Und oft geht der Kunstfreund, der einen Gelegenheitskauf wittert, auf den Leim.

Was das Münchener Kunstleben sonst betrifft, so ist nicht viel zu melden. Die Sezession hat am 31. Oktober ihre Pforten geschlossen, und dieser Abschluß bedeutet diesmal mehr als nur das Ende einer Saison-Ausstellung. Ist die Sommer-Ausstellung 1915 doch die letzte gewesen, die in dem wundervollen Tempelbau am Königsplatz stattfinden durfte. Einer ungewissen Zukunft geht die „Sezession“ nun entgegen, nachdem der Staat sein Haus, das den Sezessionisten jahrzehntelang Obdach gewesen, für eigene Zwecke verwenden will. Wenn wir uns auch tausendmal mit vielen Darbietungen der „Sezession“ nicht einverstanden erklären konnten und erkennen mußten, daß der Sturm und Drang, in Stagnation geraten, einen neuen Typ von Akademismus angenommen hatte, wir achten in dieser Künstlergruppe doch ein Stück Münchener Kunstgeschichte. Daneben aber bedeuten z. B. die Frühjahrsausstellungen für die jüngere Künstlerschaft in künstlerischer und wirtschaftlicher Beziehung ungeheuer viel. Diese Ausstellungen waren für viele Künstler die erste Probe aufs Exempel ihrer Leistung. Und daß diese Leistung zur Geltung kommen konnte, das war nicht zum geringsten dem vornehmen, feierlichen Rahmen zu danken, in dem sie sich präsentieren durfte. Das wird nun anders werden. Für das Jahr 1916 ist der Glaspalast als Ersatz gewählt. Welch Ironie! Wie oft gab die veraltete sehr konservative Richtung der „Künstlergenossenschaft“, die im Glaspalaste ihr Heim hat, den Sezessionisten Anlaß zu Spott und Gegnerschaft. Und nun? — Was selber im Glaspalast sitzt, wird nicht mit Steinen werfen dürfen! Angeklart bleiben die Dinge, bis der Staat sein Wort einlösen und der Sezession das neue Heim geben wird, das ihr versprochen ward.

Die literarische Welt Münchens wurde in diesen Tagen durch die schmerzliche Tatsache des Todes von Joseph Ruederer tief ergriffen. Dieser Dichter gehörte zu dem kleinen Kreise der bodenständigen Münchener Satiriker. Von einer heiligen Liebe zu München ergriffen, schilderte er wie nur wenige diese wundervolle Stadt mit ihren Vorzügen und jenen Fehlern, die doch zu ihr untrennbar gehören. Ruederer hatte erst vor zwei Jahren mit seiner Komödie „Morgenröte“ in München einen einschlagenden Erfolg. Der feine Künstler und der wundervolle Idealist werden in München lebhaft betrauert. Ruederers Andenken wird in der Literatur, aber auch in den Herzen derer, die ihn kannten, fortleben! R. R.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Aus dem selbgrauen Brüssel weiß ein Aufsatz von Klaus von Rheden in Veshagen und Masings Monatsheften allerlei Interessantes zu erzählen, der über deutsche Etappen in Belgien berichtet. Er erzählt, daß für die Besiegten doch allmählich eine Periode wachsender Erkenntnis gekommen ist, zumal sie einsehen mußten, daß die Verwaltung durchaus die Grund-

sätze der belgischen Verfassung respektierte. Die Militär-gouverneure der Provinzen und die Kreishauptleute der Arrondissements arbeiten gemeinsam mit den einheimischen Polizeibehörden, die Präsidenten der Zivilverwaltung wiederum gemeinsam mit den belgischen Provinzialräten. Die Ministerien sind unter Aufsicht deutscher Referenten geblieben, bis auf die des Äußeren, des Krieges, der Kolonien und des Verkehrs. Das letztere hätte man gern behalten, aber es erwies sich als unmöglich. Die Regierung in Havre verbot den belgischen Eisenbahnbeamten, ihren Dienst im deutschen Interesse wieder aufzunehmen, selbst die Post muß heute noch mit einer gemischten Beamtenschaft arbeiten. Die Schwierigkeiten der Volksernährung wurden zunächst durch die Verpflichtung der Deutschen geregelt, das aus dem Auslande eingeführte Getreide nicht für das Besatzungsgebiet zu requisitieren. Aber auch die finanzielle Frage war noch zu lösen. Die Staatsbank war nach London geflohen, und an ihrer Statt rief das Gouvernement mit Hilfe der Sociétés générales eine neue Notenbank ins Leben, die auf der Grundlage der Kriegskontribution errichtet wurde und nun zugleich das Requisitionswesen regelt. Die unter Geheimrat von Lumm arbeitende Bankabteilung des Gouvernements beschäftigt sich auch mit der Wiederbelebung des belgischen Wirtschaftswesens. Ihr zu Seite steht eine besondere Wirtschafts-kommission für Anbau, Aussaat und Ernte und eine Kohlenzentrale für die Hüttenindustrie. Die Ziviljustiz verblieb den belgischen Gerichten, nur vereinzelte Ergänzungsmaßnahmen wurden notwendig und trotz des anfänglichen Widerstandes der Advokatur auch durchgeführt. Ebenso wurde das „Rote Kreuz“ unter deutsche Leitung gestellt und umfaßt heute das ganze Gebiet freier sozialer Hilfsarbeit. Von großer Wichtigkeit war ferner die Wiederaufnahme von Gesetzen, die unmittelbar vor Kriegsausbruch erlassen worden waren, so vor allem des Gesetzes über die Regelung der Frauen- und Kinderarbeit und des neuen Schulgesetzes, das dem Analphabetismus steuern soll. Der Patriotismus der Belgier ist durch alle diese Anordnungen nicht berührt worden. Unter der Oberfläche des Sichfügens gärt wohl noch immer der stumme Trotz. Die Militärgerichte sind freilich nicht allgütig beschäftigt: die Strafen für Ausschreitungen, Spionage, heimliche Auswanderung, Widerstand gegen die Behörden haben sich nicht vermehrt; dem Unfug der „schwarzen Listen“ mit den Namen derjenigen, die mit den Siegern ein gütliches Auskommen suchen, tritt das Gouvernement streng entgegen. Jedenfalls ist jetzt nach Jahresfrist das Leben in Belgien ungleich anders geworden als in den ersten Monaten des Krieges.

Ein französischer Kriegsmarkt in der Kampfzone. Der nach dem Westen entsandte Berichterstatter des „Journal“, Georges Prade, entwirft die folgende lebendige Schilderung eines französischen Soldatenmarktes im Kriegsgebiet, wobei die Preistreiberereien der französischen Händler und die Ohnmacht der Gesehe in scharfer Weise beleuchtet werden: „Der große Marktplatz in A. wimmelt von Menschen. Soldaten aller Waffengattungen, Militärführer, Offiziere, die für einige Stunden aus den Schützengräben hierher gekommen sind, um sich selbst einiges einzukaufen. Überall hört man laute Unterhandlungen und vergebliches Feilschen. Ich begegne einem Pariser Bekannten, der — als Regimentskock eingezogen — einen großen Korb am Arm, im Begriffe ist, Eier zu erhandeln. „Wie viel kosten Eure Eier, Rutter?“ — „Zwei Franken 60 das Duzend.“ — „Was! Eure Hennen haben wohl das Kriegskreuz erhalten? Der hier gefesselt vorgeschriebene Preis ist zwei Franken.“ — „Allerdings, aber das hier sind besonders frische Eier.“ — „Mein Bekannter erblickt mich, und wir drücken uns die Hand. „Wie geht's?“ — „Schlecht, man kann nichts kaufen bei diesen Schwindelpreisen.“ — „Wie so? Die Preise sind doch vom Kommando vorgeschrieben.“ — „Ja, aber nur auf dem Papier. Das hier ist das Traumland der Schwindler. Hier heißt es wahrhaftig: Geld oder Leben. Die einen opfern sich einige Stunden von hier im Kampfe, die anderen opfern uns und unseren Geldbeutel. Hier, sehen Sie, sind die gefesslichen Preise angeschrieben.“ Ich las. „Sie sehen“, sagte mein Führer, „daß diese vorgeschriebenen Höchstpreise zwar teuer, aber erschwinglich sind. Aber was die Leute hier Handel nennen, ist reiner Betrug an den Soldaten, die für sie kämpfen und sterben. Kein Mensch hält sich an die Vorschriften; es ist geradezu Diebstahl. Sie haben meinen Handel mit den Eiern angeht. Nun werde ich Ihnen zeigen, wie der Schwindel gemacht

Wird." Wir gingen zu den Verkaufständen. „Wie viel kosten die Artischocken?" — „1 Franken 20." — „Aber der Höchstpreis ist doch 1½ Franken." — „Ja, aber wir haben nur ganz große Artischocken. Die kosten 1 Franken 20." — „Was kosten die Kartoffeln?" — „30 Centimes." — „Aber der gesetzliche Preis ist doch nur 18!" — „Allerdings, doch dies sind besonders feine holländische Kartoffeln." — „Holländische? Dann mußten sie wohl zu Fuß um das von den Deutschen besetzte Belgien herummarschieren?" Und so war es bei allen Verkaufständen. Der offizielle Tarif wird glatt umgangen. Die Gesehe sind nicht mehr als tote Buchstaben. „Jetzt", sagte mein Begleiter, „sollten Sie erst die Waren sehen, für die keine Höchstpreise bestimmt wurden. Da herrscht erst recht die Krämerphantasie. Wir kaufen z. B. zwei Köpfe Gurken. Wenn eine alte Frau uns bedient, kosten die Gurken zwei Franken 25. Ein hübsches junges Mädchen aber setzt ein verführerisches Lächeln auf und verlangt 2 Franken 75. Das Lächeln der Jugend kostet hier 50 Centimes Aufschlag." — „Und werden diese unerhörten Preise bezahlt?" — „Immer. Was wollen Sie, der arme Soldat, der wochenlang nur seinen Unteroffizier betrachten konnte, gibt sein Geld willig für die geringste Kleinigkeit her. Und das nützen die Verkäufer aus. Nach dem Krieg werden sie sich als reiche Leute zurückziehen." Was ich hier berichte, ist — so unerhört es klingen mag — nicht erfunden, sondern gesehen und vollkommen wahr. Auf dem Felde wagen die Soldaten ihr Leben, und hinter den Schützengräben müssen sie alle ihre Börse dem Schwindel und dem Diebstahl preisgeben. Auch das ist ein grimmiger Krieg. Und je weiter man vordringt, desto skrupelloser werden die Preise in die Höhe geschraubt. Das nennt man — Kriegshandel.

Die Jagd nach dem Sous. In Frankreich und ganz besonders in Paris ist man jetzt eifrig auf der Jagd nach dem Wechselgeld. Überall, im Geschäftsleben, auf der Straßenbahn, in den Postämtern, macht sich der Mangel an Kleingeld aufs unangenehmste fühlbar. Der Sous — das gebräuchliche 10-Centimes-Stück, ist so rar geworden wie ein Liebhaber-gegenstand von hohem Werte. Und während die hilflose Regierung ratlos nach der Ursache des Übels und geeigneter Abhilfe fahndet, werden die Zeitungen von der verärgerten Bevölkerung mit Anfragen, Vorschlägen und Vorwürfen überhäuft. Wie das „Journal des Débats" in seiner letzten Ausgabe schreibt, ist die Jagd nach dem Sous zum aktuellsten heizungstrittenen Problem der Pariser geworden: „Schon seit Monaten hat man in Mittelfrankreich einen immer empfindlicher werdenden Mangel an Scheidemünzen festgestellt. Nun ist auch Paris aufs heftigste von dieser seltsamen Krankheit erfaßt worden. Und während man — noch immer vergeblich — nach den Ursachen dieser Erscheinung sucht, wäre es wohl Zeit, an ein Hilfsmittel zu denken, um diese mühselige Erschwerung im öffentlichen Verkehr wenigstens teilweise zu mildern. Bereits haben die Straßenbahnen kleine Fahrscheine herausgegeben, die — für eine Anzahl Fahrten reichend, 1 Franken kosten, so daß in diesem Falle das Kupfergeld überflüssig wird. Sollte nicht auch die Pariser Omnibusgesellschaft diesem Beispiel folgen? Man könnte diese Fahrscheine auf den Strecken der Gesellschaft ja auch als Wechselgeld erklären, das für eine oder mehrere freie Fahrten berechtigt. Außerdem sollte man eine Kontrolle einrichten, die dafür sorgt, daß die Sous-Stücke, die tagsüber eingenommen wurden, nicht insgeheim aufgestapelt werden, sondern dem allgemeinen Verkehr erhalten bleiben. Auch in allen anderen, dem Publikum zur Verfügung stehenden Unternehmungen, in Gastwirtschaften, Kaufhäusern usw., sollte man in ähnlicher Weise vorgehen. Und schließlich wäre es Sache der Regierung, sich endlich dieses Problems anzunehmen. So geht es auf keinen Fall weiter. In den großen Geschäften werden bereits Postmarken an Stelle des Wechselgeldes ausgehändigt. Und an den Schalteräumen der Eisenbahnen sind Tafeln angebracht, auf denen zu lesen ist, daß kein Kleingeld herausgegeben werden kann. So muß man oft auf die Differenz zwischen der überreichten Geldnote und dem Fahrpreis verzichten, wenn man es nicht darauf ankommen lassen will, mit tödlicher Sicherheit seinen Zug zu verjäumen."

D'Annunzios Kriegserlebnisse. D'Annunzio, der Dichter des „heiligen Egoismus", hat im Verlaufe des bisherigen italienischen Feldzuges bei den Alliierten mehr von sich reden gemacht, als die gesamte italienische Armee und ihre „wetter-

wendischer" Meteorologe und Oberbefehlshaber Cadorna. Der Dichter der irreidentischen Oden, der sich vor der italienischen Kriegserklärung für Geld und gute Worte zum Aufwiegler des italienischen Straßenpöbels hergab, war stets ein Meister der Reklame. Aber erst der Krieg hat d'Annunzios Reklamefucht und Reklamegenie zu bisher unerreichtem Umfang emporblühen lassen. Bei Kriegsausbruch ließ der Poet der Phrasen und des Geldbeutels sich mit großem Pomp als Leutnant in der Armee aufnehmen, wobei er natürlich Sorge trug, daß die italienischen, französischen und englischen Blätter von dieser Tat mit langen und marktschreierischen Artikeln Kenntnis nahmen. Als dies erreicht war, verzichtete d'Annunzio in stiller Bescheidenheit auf die Ausübung seines Dienstes im Felde und ließ die aufhorchende Welt wissen, daß er zum Chronisten des italienischen Krieges auserwählt worden sei. Da diese Beschäftigung sich aber allzu wenig reklameergiebig erwies, verbreitete der geschäftige Dichter seinen dritten und letzten Entschluß: da sein Heldensitz sich nach dem Ruhm der Schlachten sehnte, werde er den Beruf des Chronisten mit dem des Offiziers vereinen und kämpfend Eindrücke sammeln. Hierauf bestieg er ein elegantes Automobil, um mit der Geschwindigkeit von 60 Pferdekraften an die Front zu eilen. Aber das Automobil des kriegerischen Dichters scheint ein schlechter Wagen gewesen zu sein: es kroch wie eine Schnecke durch Mittel- und Oberitalien und machte in jeder Stadt lange Paß. Schließlich langte es mit letzter Kraft in Venedig an, wo ihm endgültig die Rüste ausging. Böswillige Leute — sogar Italiener — haben behauptet, daß d'Annunzio in Venedig stecken blieb, weil ihm der Mut ausgegangen war, aber der Dichter selbst hüllte sich über diesen Punkt in vornehmtes Schweigen. Nun endlich aber erfährt man d'Annunzios Kriegserlebnisse: der Italien-Verichterstatler des „Journal", Jean Carrère, teilt den glücklichen Parisern mit, daß d'Annunzio nunmehr — im sechsten Monat des italienischen Krieges — in voller Uniform an der Isonzofront angekommen sei. Natürlich besuchte sich Herr Carrère, den Dichterleutnant um eine Audienz zu ersuchen, in deren Verlauf d'Annunzio über seine Geldtaten berichtete. „Pünktlich wie ein König", heißt es im „Journal", „fuhr d'Annunzio im Automobil bei mir vor. Es war in einer Etappenstation am Isonzo. Der Dichter sah wunderbar gesund aus, sein Auge leuchtete hell und rein, seine Haut war männlich gebräunt. „Wie, zum Teufel", fragten wir, „stellen Sie es an, so jugendlich zu erscheinen? Sie sehen nicht wie ein Leutnant aus, sondern höchstens wie ein Unterleutnant." „Das ist der Wille", erwiderte der Dichter mit einem Lächeln der Bescheidenheit, „der eiserne Wille macht jung." Hierauf erzählte d'Annunzio, wie er im Aeroplan über Triest geflogen sei. „Die Äugeln piffen um uns", sagte d'Annunzio, „und zum Beweis zog er ein Geschloß aus der Tasche, das er zur Erinnerung aufbewahrt hatte. Im weiteren verbreitete sich Herr Carrère des längeren über diese Äugel, wobei er sich nicht den Kopf darüber zu zerbrechen scheint, wie es möglich sei, eine Äugel, die an einem fliegenden Aeroplan vorbeisaupte, als Inbasse des Flugzeuges in seine Tasche zu bringen. In schöner Unbekümmertheit fährt er fort: „Endlich", sagte d'Annunzio, „landeten wir in Venedig. Man sagt, daß ich sehr bleich gewesen sei, als ich wieder den Erdboden betrat. Das war nichts anderes, als die heroische, tief innerliche Erregung der Seele." Trotz seines eisernen Willens senkte d'Annunzio bei diesen Worten die Stimme. Dann berichtete er über seine Fahrt im Unterseeboot. „Ja, ich war im Meere unter dem Wasserspiegel. Und hier hatte ich vor allem Gelegenheit, den Gelbennut unserer Mannschaften zu bewundern. O, o, diese edlen, tapferen Leute!..." Zum Schluß erklärte d'Annunzio, er glaube nicht, daß Europa sich nach diesem Kriege in Frieden hüllen werde. Seiner Meinung nach müsse es einen ganzen Zyklus heroischer Kriege geben... Nicht weniger als 2½ Spalten im „Journal" sind den glorieichen Ausführungen d'Annunzios gewidmet. Nur schade, daß weniger gutgläubige und weniger d'Annunzio-freundliche Blätter festgestellt haben, daß der Dichter bis zu seiner Reise nach dem — Etappengebiet der Isonzofront das Hotel Danielli in Venedig überhaupt nicht verlassen und seine Kenntnis der Kriegsluftfahrt und des Unterseeboots lediglich aus den im dortigen Lesezimmer ausliegenden illustrierten Zeitschriften geschöpft hat. Auf diese Weise läßt sich allerdings auch „ein Zyklus heroischer Kriege" bequem überbauern!....